



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gelaufen kam. Ich muß fort, Mutter, sonst geschieht ein Unglück, sagte er, aber böse sah er nicht aus. Ich habe sein Gesicht dann angesehen, als er deinen Namen aussprach, nein, böse ist er dir nicht! Er kam aus der Kirche hierher, er habe sich mit der Heiligen verständigt, hat er gesagt, und jetzt müsse er eilig fort — nach Brest — aufs Wasser — aber er komme wieder...

Nun schluchzten sie beide zusammen. Sie hielten sich eng umfangen, als suche eine jede Trost bei der andern, die Junge bei der Alten, die Alte bei der Jungen. Aber die Angst war bei beiden gleich groß, so vermochten sie sich gegenseitig keine Zuberficht einzuflößen. Sie fühlten das wohl.

Komm, sagte Mutter Monik und nahm Nola bei der Hand, wir wollen zu „ihr“ hinübergehen.

Die ganze Nacht blieben sie in der Kirche bei der heiligen Schützerin der Seefahrer. So oft aber Wennola die tränengefüllten Augen aufhob, blieb ihr Blick an dem dünnen Korallenkettlein hängen, das da verstaubt und verblaßt zwischen den übrigen Weihgeschenken an der Wand hing, das arme Kettlein, das sie als Kind der Heiligen geopfert hatte zum Dank dafür, daß sie ihr einen Mann ins Haus gesandt hatte. Und jetzt zitterte sie für diesen Mann, den ihr frecher Scherz aufs Meer zurückgetrieben hatte. Jetzt konnte sie wohl noch für ihn beten, aber schon bald vielleicht — blieb ihr nichts zu tun mehr übrig als zu weinen — und ihr Licht auszublasen wie die Witwen des Meeres! Und nie würde sie dann das marternde Gefühl mehr los werden, daß sie, die zweite Ahes, ihn mit ihrem Fuß getötet habe! Und sie hatte ihn doch so lieb, den großen, stummen, fleißigen Gildas! Ach, so lieb — so lieb!

Hilfesuchend klammerte sie sich an die alte Monik an, seine Mutter.

Er muß wieder kommen, unser Gildas, er darf nicht ertrinken, Mutter, laß uns beten, laß uns beten!

Und nun sprachen sie zusammen das alte Gebet, das sie so oft bei stürmischem Wetter hergesagt hatten: Heilige Anna, du Gesegnete, erbarme dich, lichter Stern des Meeres, gütige Schützerin, mitleidige Freundin der Seeleute, erbarme dich, erbarme dich...

Ach, nun wußten sie beide, für wen sie beteten! Für wen sie zitterten, wenn die wilden Wogen mit donnerndem Getöse gegen die Klippen anschlugen, wenn der Wind heulte und höhnte, und die Wöwen langgezogene Klageschreie ausstießen! Nicht mehr für die vielen da draußen beteten und zitterten sie jetzt, nur für einen, für einen einzigen!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 13. Dezember 1908

(Die Unmöglichkeit des Parlamentarismus im Reichstage. Höfliche Machenschaften. Die Finanzkommission des Reichstags und die Matrikularbeiträge. Die Wahl in Mejeritz-Bomst.)

Die parlamentarischen Weihnachtsferien haben begonnen, und die Aufregungen der letzten Wochen weichen allmählich der Feiertagsstille. In der auswärtigen Politik ist freilich noch keine Ruhe eingetreten. Die Balkanfragen bergen nach wie vor Mengen von Bündstoff, und in unserm verbündeten Nachbarstaat Österreich-Ungarn sorgt die durch wüste Ausschreitungen eines fanatisierten Pöbels genährte, lärmende Streitsucht der Tschechen dafür, daß der Spader der Nationalitäten kein

Ende findet. In der innern Politik unsers Reichs stehn wir erst am Anfang der Kämpfe um die politischen Entscheidungen, die uns der Winter bringen soll, und dazu ist es recht nützlich, daß die nervöse Gereiztheit der allgemeinen Stimmung, wie sie durch die bekannte Krisis hervorgerufen wurde, allmählich nachläßt und die Spannung wieder normalen Verhältnissen Platz macht. Nur fürchten wir, daß die Stimmung allzubald in das andre Extrem umschlägt, in die politische Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit, die dem Deutschen eigen ist, wenn er nicht durch ganz besondere Anlässe aufgerüttelt wird. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Lehren der letzten Zeit zu schnell vergessen würden.

Zwar gehören wir, wie leztthin an dieser Stelle ausgeführt wurde, nicht zu denen, die sich von einer Verfassungsänderung oder sonst einzuführenden neuen Maßregeln und Einrichtungen in bezug auf sogenannte „konstitutionelle Garantien“ irgend etwas versprechen. Daß wir kein parlamentarisches Regierungssystem im eigentlichen Sinne haben, ist nicht die Schuld unsrer Verfassungsbestimmungen, sondern die natürliche Folge sozialer und politischer Zustände, die sich im Laufe der Geschichte aus unserm Nationalcharakter entwickelt haben. Die erste Voraussetzung einer parlamentarischen Regierung ist, daß eine feste, ein für allemal zusammenhaltende Mehrheit besteht, die auf ein festes Programm oder eine bestimmte grundsätzliche Auffassung der Politik hin von ihren Wählern gewählt worden ist. Das darf keine Zufallsmehrheit sein, sondern eine Mehrheit, die für die Dauer ihres Mandats aneinander gebunden ist, weil schon die Wählerschaft vor ein klares Für oder Wider gestellt worden ist. Dann ist der Mehrheitswille des Parlaments etwas wirklich festes, richtunggebendes, dem die Herrschaft nicht um irgendwelcher Paragraphen willen, sondern durch die innere Logik der Umstände gebührt, und deren Einseitigkeiten dadurch korrigiert werden, daß die Gegenpartei ihre Kritik nicht aus Wichtigtuerei oder Verneinungslust übt, sondern mit dem Bewußtsein, daß sie jederzeit durch die Verhältnisse und die allmählich fühlbar werdenden Wirkungen einer einseitigen Politik gezwungen werden kann, die regierende Partei abzulösen und an ihrer Stelle mit voller Verantwortung die Probe auf die Zweckmäßigkeit und Nichtigkeit ihrer in der Opposition vertretenen Meinungen abzulegen. Die erwähnte Voraussetzung eines solchen Systems ist im deutschen Reichstag nicht erfüllt. Sie kann ihm auch durch kein Gesetz gegeben werden.

Man hört oft sagen, daß die große Zahl der verschiedenen Parteien und Parteigruppen im Reichstage ein parlamentarisches Regiment verhindere. Das ist nicht ganz richtig oder wenigstens nicht ganz genau ausgedrückt. Wenn den vielen Parteien im deutschen Reichstage die zwei großen Parteien des englischen Parlaments gegenübergestellt werden, so muß daran erinnert werden, daß die beiden großen Heerlager, die sich im parlamentarischen Leben Englands gegenüberstehn, gleichfalls aus kleinern Gruppen zusammengesetzt sind, die sich zum Teil recht scharf voneinander unterscheiden. Es finden auch unter bestimmten politischen Verhältnissen sehr bedeutende Verschiebungen statt. Man braucht nur daran zu denken, wie die Gladstonesche Politik und insbesondere die Homerulefrage seinerzeit eine ganze große Gruppe aus dem Gefüge der liberalen Partei loslöste und zum Zusammengehn mit den Konservativen veranlaßte. Diese liberalen Unionisten haben dann Jahre hindurch den Bestand einer konservativen Parlamentsmehrheit allein ermöglicht. Also nicht die Zahl der Parteien und Parteigruppen ist ein Hindernis der Parlamentsherrschaft, wenn nur diese Parteien die Fähigkeit haben, sich unter Gesichtspunkten von dauernder und grundsätzlicher Bedeutung so weit zusammenzuschließen, daß Mehrheit und Minderheit feststehende Begriffe werden, mit denen gerechnet werden kann. Eine weitere Voraussetzung des parlamentarischen Systems ist, daß alle Parteien, auch wenn sie sich sonst in bitterm Gegensatz gegenüberstehn, doch eine gemeinsame Grundlage anerkennen, auf der sich alle zusammen-

finden können. Diese Forderung ist durch die Notwendigkeit veranlaßt, daß die Opposition jederzeit an die Stelle der Regierung treten können muß. Ohne eine gewisse Stetigkeit und Gemeinsamkeit der Grundbegriffe ist ein solcher Wechsel unmöglich. Wir haben aber in unserm Reichstag eine Partei, die in ihrer theoretischen Stellung und praktischen Betätigung völlig außerhalb der Grundlagen bleibt, die allen andern Parteien als unentbehrlich für jede politische Arbeit erscheinen. Nicht der Radikalismus der wirtschaftlichen und sozialen Forderungen macht unsre Sozialdemokratie regierungsunfähig, sondern der Umstand, daß sie die völlige Unversöhnlichkeit mit den Grundlagen der bestehenden Staatsordnung zur Richtschnur ihres ganzen politischen Handelns macht. Die sozialistischen Parteien anderer Länder erkennen wenigstens das Landesinteresse und das Nationalgefühl als ein alle Parteien zusammenfassendes Moment an, das von den besondern Parteibestrebungen unberührt bleibt. Darum fügen sich diese Parteien auch dann, wenn sie dauernd der Opposition angehören, doch in die parlamentarische Ordnung ein. Die deutsche Sozialdemokratie aber stellt Landesinteresse und Nationalgefühl nur so weit in die politische Rechnung ein, als es unter Umständen der Parteidoktrin dienlich werden könnte. Für den deutschen Sozialdemokraten — allerdings nicht wie er im Grunde des Herzens fühlt, sondern wie er nach dem Wunsch der Führer sein und sich geben soll — gibt es Patriotismus nur in einem sozialistischen Deutschland. Daher haben auch die kleinen Bruchteile unsrer bürgerlichen Werten, die es für möglich hielten, mit der Sozialdemokratie auf derselben Grundlage zusammenzuwirken, wie dies die oppositionellen Gruppen anderer Länder tun, die schlechtesten Erfahrungen gemacht. Die Sozialdemokratie fällt eben bei uns aus dem Rahmen einer zu positiver Arbeit befähigten Parteiordnung vollständig heraus.

Endlich ist die notwendige Voraussetzung eines parlamentarischen Regiments eine gewisse Gleichartigkeit der Gegensätze, oder wie man es auch nennen möchte, die Kommenjurabilität der trennenden Grundsätze. Die Frage des Für oder Wider muß aus einheitlichen Gesichtspunkten zu entscheiden sein. Es kann die verschiedensten Meinungen und Abstufungen von Meinungen geben, aber sie müssen sich in eine Reihe einordnen, die stetig von einem Extrem der politischen Auffassung zu ihrem strikten Gegenteil hinüberführt. Und in diese Ordnung paßt wieder unser Zentrum nicht hinein, weil es je nach Bedarf konservativ oder liberal ist, den Anschluß nach rechts oder links aber überhaupt nicht nach politischen Motiven, sondern aus Machttrübsichten lediglich zugunsten einer kirchlichen Anschauung wählt. In dieser Partei hält der kirchlich-konfessionelle Standpunkt die verschiedensten politischen Richtungen beisammen; auch sie steht also völlig außerhalb der Parteien, die eine feste Mehrheitsbildung im Parlament auf Grund politischer Prinzipien ermöglichen. Wenn wir aber schon zwei Parteien haben, die in das parlamentarische Schema nicht hineinpassen, also einen regelmäßigen Wechsel der sich gegenseitig ergänzenden und korrigierenden Systeme nicht gestatten, so würde eine Erweiterung der Machtbefugnisse des Reichstags nur eine Gefährdung der Stetigkeit der Regierung bedeuten, ohne die Gewähr für die Vermeidung von Einseitigkeiten, wie sie der wirkliche Parlamentarismus bis zu einem gewissen Grade bietet. Der Parteigeist würde eine gefährliche Stärkung erfahren.

In Wahrheit gibt die jetzige Verfassung Schutz genug gegen ein persönliches Regiment, wenn nur der Reichstag seine Pflicht tut und seine Würde wahrt, wo es notwendig ist. Der Reichstag hat in der Tat durch die Novemberkrisis eine Lehre und einen Ansporn erhalten; es kommt nun darauf an, daß er dessen eingedenk bleibt. Dazu bedarf es aber keiner neuen verfassungsrechtlichen Handhaben.

Es scheint übrigens, als ob die gegenwärtige innerpolitische Lage nach einer andern Richtung hin Aufmerksamkeit und Wachsamkeit erfordere. Nachdem die Erklärung, zu der der Kaiser den Reichskanzler am 17. November ermächtigt hatte,

in monarchisch gesinnten Kreisen dahin aufgefaßt worden war, daß der Kaiser die öffentliche Meinung richtig verstanden habe, ergab sich von selber daraus die Forderung, zu dem guten konstitutionellen Brauch zurückzukehren und den Kaiser sowie das Vergangne aus den Debatten möglichst auszuscheiden. Es lag keine sachliche Notwendigkeit mehr vor, die Kritik der Handlungsweise des Monarchen fortzusetzen, vielmehr erkannten alle besonnenen Elemente die Gefahr, die für die weitere Gestaltung unsrer politischen Zustände in der Fortsetzung dieser Kritik und ihrer leicht möglichen Ausartung in eine gewisse Zügellosigkeit gelegen hätte. Leider mußte man die Erfahrung machen, daß dieser besonnenen und aus rein vaterländischem Empfinden hervorgehenden Zurückhaltung eine falsche Deutung gegeben und damit Mißbrauch getrieben wurde. Von gewisser Seite wurde die Lage so dargestellt, als ob die monarchisch gesinnten Kreise nachträglich inne geworden wären, daß sie dem Kaiser unrecht getan hätten, und als ob nun alles beim alten bleiben könne. Es heißt natürlich die Beweggründe kaisertreuer Kreise vollständig verkennen, wenn man glauben machen will, daß ihre Kritik nur einer augenblicklichen Erregung und Übereilung entsprungen sei. Die Leute, die diese Auffassung zu vertreten unternehmen, übersehen offenbar dabei, daß sie den Kaiser selbst herabziehen, wenn sie glauben machen, er habe nicht aus freier Einsicht in die begangnen Fehler gehandelt, sondern sich durch die Erregung sonst loyaler Kreise in der Schätzung der Tragweite der Sache irreführen lassen. Man könnte darüber hinweggehen und die kleinen Geister, die ihre höfischen Interessen und Anschauungen in dieser ziemlich erbärmlichen Weise zu verfolgen suchen, sich selbst überlassen, wenn die Sache nicht eine sehr ernste Seite hätte. Es fehlt leider nicht an Anzeichen, daß eine höfische Clique dahinter steckt, die diese Darstellung der Krisis braucht, um den Kaiser in die Meinung zu versetzen, daß er ganz und gar im Rechte gewesen und die ganze Erregung der Patrioten überflüssig und unberechtigt gewesen sei. Das würde ihn natürlich zu der weitem Schlußfolgerung hinüberleiten, daß der Reichskanzler ihn über die Stimmung des Volkes und die Tragweite der ganzen Sache falsch unterrichtet und ihm dadurch gewissermaßen eine Demütigung bereitet habe. Es handelt sich also um eine gewissenlose Maulwurfsarbeit von Leuten, die den Kaiser gegen den Kanzler verstimmen und dadurch im Sinne ihrer eigennützigen höfischen Interessen Unheil stiften wollen. Freilich scheinen diese Leute die Zeitumstände recht schlecht begriffen zu haben, sonst würden sie nicht annehmen können, auf diesem Wege aus Ziel zu kommen. Und wir meinen, daß sie sich doch auch einer sehr starken Unterschätzung der Persönlichkeit des Kaisers schuldig gemacht haben, der in Wahrheit besser, als sie glauben, über die Stimmung unterrichtet war und seinem monarchischen Selbstgefühl sicherlich niemals dieses Opfer gebracht hätte, wenn er auch nur mit der Möglichkeit hätte rechnen müssen, daß ihm Fürst Bülow etwas „voredete“. Ist aber die Erklärung vom 17. November, wie wir annehmen müssen, der Ausdruck einer vielleicht schwer und mit äußerster Selbstüberwindung gewonnenen Überzeugung des Kaisers, so wird man darauf rechnen dürfen, daß byzantinische Einflüsterungen so durchsichtiger Art nach all den Erfahrungen der letzten Jahre nicht geeignet sind, ein Kaiserwort zu erschüttern oder den Kaiser von einem erprobten Ratgeber zu trennen. Freilich darf — nicht dem Kaiser, wohl aber den im Dunkeln schleichenden Ränke-
spinnern gegenüber — kein Zweifel gelassen werden, daß die Lehren der Novemberkrisis bei den Besten unsers Volkes unvergessen bleiben müssen.

Die Arbeiten der Reichstagskommission zur Vorberatung der Reichsfinanzreform haben keinen erfreulichen Anfang genommen. Die Kommission hat von der Bedarfsberechnung der Regierungsvorlage 144 Millionen gestrichen. Das sind die den Einzelstaaten gestundeten Matrikularbeiträge aus den beiden letzten Jahren. In der Streichung dieser Summe von dem Bedarf des Reichs gibt sich die Meinung

der Kommissionsmehrheit kund, daß es Sache der Einzelstaaten sei, für diesen Betrag aufzukommen. Das ist eine Kurzsichtigkeit und eine Verständnislosigkeit für die vom Reichstag zu lösende Aufgabe, wie man sie sich kaum ärger vorstellen kann. Es ist daher nicht ungerechtfertigt, wenn sich starke Befürchtungen für den Ausgang der ganzen Sache regen. Die Reichsfinanzreform von 1906 hat sich als unzulänglich erwiesen. Da aber der Reichstag die Ausgaben des Reichs nicht nach den wirklichen Einnahmequellen, sondern nach einer falschen Schätzung ihrer Erzielbarkeit bestimmt hat, so ist das Ergebnis eine Überlastung der Einzelstaaten mit Matrikularbeiträgen gewesen. Anstatt nun, wie es doch eigentlich richtig wäre, eine gründliche Reichsfinanzreform damit zu beginnen, daß zunächst die Einzelstaaten für die ihnen durch die fehlerhafte Finanzpolitik des Reichs zugeschobenen Lasten entschädigt werden, will man der Sache vielmehr das Ansehen geben, als ob die Einzelstaaten zu ihrem Vergnügen auf Reichsumkosten Schulden gemacht hätten und nun zusehen müßen, wie sie sie decken können. Dieses rechnerische und logische Meisterstück soll der Anfang einer Reichsfinanzreform sein, die zur Beseitigung einer dringenden Not und zur Lösung einer der vornehmsten Aufgaben der Reichspolitik „ganze Arbeit“ machen soll. Wenn die Kommission sich weiter auf dieser Höhe hält, wird sie wenigstens den Ruhm erlangen, den Reichstag dem Gipfel der Unfähigkeit ziemlich nahe gebracht zu haben. Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtherzigkeit die Finanzkünstler des Reichstags jetzt von Erhöhung der Matrikularbeiträge sprechen, während es doch eine bekannte Sache ist, daß auf der Grundlage, auf der jetzt die Matrikularbeiträge erhoben werden, eine Mehrbelastung der Einzelstaaten ausgeschlossen ist. Nun wäre ja eine sogenannte „Veredlung“ der Matrikularbeiträge, d. h. die Erhebung dieser Umlagen nach der Leistungsfähigkeit der Bundesstaaten, eine freudig zu begrüßende Lösung, und wir haben diesem Ausweg selbst grundsätzlich zugestimmt, als es bei der Vorbereitung der Reichsfinanzreform den Anschein hatte, als werde sich eine Möglichkeit, die der Zustimmung des Bundesrats sicher wäre, hierzu finden lassen. Das hat sich freilich als Täuschung erwiesen, und unter diesen Umständen muß es doch merkwürdig berühren, wenn die Reichstagskommission wieder auf den Begriff der „Veredlung“ der Matrikularbeiträge zurückkommt, ohne auch nur einen positiven Vorschlag zu machen, wie das eigentlich geschehen soll.

Im Reichstagswahlkreis Meserich-Bomst der Provinz Posen hat jetzt eine Neuwahl stattgefunden, wobei das Zentrum, das sich große Mühe gibt, seine Organisation in den Ostmarken zu verstärken, die erste Probe auf das Exempel machen wollte. Der Wahlkreis war bisher konservativ vertreten gewesen, da sich unter dieser Fahne alle Deutschen gegenüber dem polnischen Kandidaten gesammelt hatten. Das Zentrum glaubte nun den Wahlkreis zwar nicht für einen Vertreter polnischer Nationalität, wohl aber für die polnische Sache dadurch retten zu können, daß es einen Propst mit deutschem Namen als gemeinsamen Kandidaten des Zentrums und der Polen aufstellte. Dieser Herr figurierte natürlich in Wahlaufrufen und Wahlreden als Kandidat „der Katholiken“. Die Polen ließen sich das gefallen, da sie wußten, daß sie keine Aussicht hatten, einen eignen Bewerber durchzubringen, ihre nationale Sache aber bei einem Zentrumsmanne ebensogut aufgehoben ist wie bei dem fanatischsten Polen von Geburt. Wer sich aber diese Täuschung nicht gefallen ließ, das war die Mehrheit der deutschen Katholiken, die keiner Belehrung mehr darüber bedürfen, wohin die Ziele der Polen gehen, und die sich durch die Vor Spiegelungen des Zentrums nicht mehr zum Verrat an der deutschen Sache bewegen lassen. Sie stimmten für den konservativen Kandidaten, der das Deutschtum vertrat, und so wurde glücklich der Ansturm des Polentums abgeschlagen. Der Wahlkreis behält seine deutsche Vertretung.

Über allen Gipfeln. Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens herausgegeben von Ernst Hartung mit dreißig Bildnissen. W. Langenwiesche-Brandt, Ebenhausen bei München (o. J.). („Aus den Büchern der Rose“ in drei Ausgaben zu 1,80, 3 und 5,40 Mark.) Ein höchst glücklicher Gedanke ist hier in ansprechendster Weise durchgeführt. In einer Reihe ausgewählter Gedichte von 1767 bis 1831 zieht das äußere und noch mehr das innere Leben des Dichters an uns vorüber; kurze Notizen über der Seite weisen dem darunterstehenden Gedichte seinen historischen Platz an, und dreißig Bildnisse vergegenwärtigen an den entsprechenden Stellen die jeweilige körperliche Erscheinung des Dichters. Als Festgabe an gebildete Leser ist dieses Buch auch in Druck und Papier vorzüglich geeignet. *

Almanach. Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasing's Monatsheften (für 1909), Velhagen und Klasing, Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Ein reizendes, schmuckes Büchlein ganz in der Art der alten Musenalmanache unserer klassischen Literaturperiode und auch äußerlich in dem Stile gehalten. Eine Reihe moderner Autoren, wie Otto von Leitgeb, Marie von Ebner-Eschenbach, Hans Bartsch, Georg von Dmpteda, Joseph Lauff, Isolda Kurz, Paul Heyje, Prinz Emil von Schönau-Carolath, Ludwig Fulda, Ricarda Huch u. a. m. haben novellistische oder poetische Beiträge geliefert, andre einige Lebenserinnerungen (Clara Wiebig, Richard Voß) oder Abhandlungen zur Literatur und Kunst (Ernst Heilborn, Max Döbner) beigezeichnet. Besondere Hervorhebung aber verdienen noch die farbigen Kunstblätter und die in verschiedenen modernen Manieren ausgeführten Porträts, namentlich eine Reihe höchst anziehender Frauenbildnisse von Fr. A. von Kaulbach und P. A. Laszlo; sie alle zeigen die neuere Vielfältigkeit auf glänzender Höhe. Kein sinnigeres Weihnachtsgeschenk für eine Dame als dieses Bändchen in zartem, rosarotem Umschlag und rosengeschmückter Kapsel. *

Aus dem Jugendland. Erzählungen von Charlotte Niese. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908.) Diese fünf Erzählungen sind von einer geradezu erquickenden Frische und Natürlichkeit und gehören zum köstlichsten, was die Verfasserin je geschrieben hat. Auch sie sind durchleuchtet von Humor und Menschenliebe und erfüllt von tiefem Verständnis für die kindliche Seele und für die Leiden und Freuden des Volks. Deshalb möchte man dem liebenswürdigen Geleitswort, das Alexander Troll dem Büchlein mitgibt, und das jede andre Empfehlung überflüssig macht, nur noch hinzufügen, daß auch Erwachsene an den Erzählungen ihre Freude haben, ja daß sie ihnen tiefern Wert noch besser als die Jugend verstehen werden; denn Charlotte Niese braucht keine lang ausgezogenen sentimentalischen Schilderungen, denn uns die Tragik im Leben des Volks vor Augen zu führen. Sie deutet oft nur an durch ein treffendes Wort, durch eine kleine Begebenheit und erweckt dadurch mehr als durch viele Auseinandersetzungen bei dem reifen Leser Interesse und Mitleid für ihre Gestalten. Der kleine wortkarge Kohlenjunge Johnny mit dem Regenschirm ist geradezu meisterhaft in dieser Art geschildert und so recht eine Illustration zu den schalkhaften Schlußworten der Erzählung: „Die besten Geschichten kann man nur halb verstehn, und das andre muß man sich zudenken.“ Auch die letzte Erzählung: „Um die Weihnachtszeit“ erweckt in uns Lächeln und Nüchternheit zugleich, wie nur echter Humor es hervorrufen kann. Wahre Weihnachtsstimmung flutet uns daraus entgegen, und es würde im Familienkreise die Festfreude erhöhen, wenn die reizende Geschichte den Kindern vorgelesen würde.

Thienemanns Deutsches Knabenbuch und Deutsches Mädchenbuch. Für unsre heranwachsende Jugend kann man sich kaum ein schöneres Festgeschenk denken als die bekannten Jahrbücher aus dem Verlag von R. Thienemann in Stuttgart; bei der geradezu fabrikmäßig betriebenen Produktion auf dem Gebiete der Jugendliteratur ist es ein wahres Vergnügen, wieder einmal auf Bücher hin-

weisen zu können, die wirklich nur vortreffliches bieten. Vom Knabenbuch kann mit gutem Gewissen gesagt werden, daß der neue Band alle seine Vorgänger in Schatten stellt. Neben acht Erzählungen aus der Feder der besten deutschen Jugendschriftsteller sind die Naturwissenschaft und Technik wieder sehr reich vertreten. Dabei sind die Erscheinungen bis auf die allerjüngste Zeit berücksichtigt; in einem Aufsatz über Schlagende Wetter wird sogar schon das Grubenunglück in Radbod erwähnt. Der stattliche Band vereinigt also mit seinen sonstigen Vorzügen auch den der höchsten Aktualität. — Was der heranwachsenden weiblichen Jugend in dem Mädchenbuch geboten wird, ist nach Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichnet. Die Inhaltsübersicht verrät die sorgfältigste Auswahl der Mitarbeiter und ihrer Themen, die der Redaktion des Buches alle Ehre machen. Da finden sich allerhand dem jugendlich-weiblichen Empfinden angepaßte Erzählungen, neben kunstgeschichtlichen, biographischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen. Von neuen Frauenberufen wird der der Gärtnerin behandelt, und zwar im Anschluß an einen Besuch der Marienfelder Gartenbauschule für Frauen. Daß Hauswirtschaftliches im Mädchenbuch nicht fehlt, versteht sich von selbst. Ganz besonders müssen wir auch der Illustrationen gedenken, unter denen die farbigen zu den Artikeln über die Fasanen und die Orchideen wahre Meisterstücke der Technik sind. Alles in allem: hier haben wir das schönste Buch für junge Mädchen, das der diesjährige Weihnachtsmarkt aufweist.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir bitten unsere verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten“ inserierenden Firmen unter frdl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. **Die Geschäftsstelle**

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN.

DIE HELLENISCHE KULTUR

DARGESTELLT VON

FRITZ BAUMGARTEN, FRANZ POLAND, RICHARD WAGNER

2. Aufl. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen
im Text und auf 2 Doppeltafeln. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—

Die glänzende Aufnahme, die das Buch sowohl bei der Kritik als auch in weiten Leserkreisen gefunden hat, beweist, daß das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung der hellenischen Kultur, die auf der Höhe der heutigen Forschung steht, vorlag, und daß die Verfasser ihre Aufgabe vortrefflich gelöst haben. In der zweiten Auflage wird den neuen Entdeckungen der letzten beiden Jahre sowie der außerordentlichen Bedeutung der Vasenmalerei für die heutige Forschung Rechnung getragen. Der schon außerordentlich reiche Bilderschmuck ist durch eine beträchtliche weitere Anzahl sorgsam ausgewählter neuer Abbildungen vermehrt. So liegt denn ein Werk vor, das nach Form und Inhalt Vollendetes leistet. Nicht nur Lehrer und Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten, sondern ebenso Studierende und Künstler, alle Freunde des klassischen Altertums, ja alle Gebildeten finden in dieser Darstellung der hellenischen Kultur die mustergültige Grundlage für ein geschichtliches Verständnis aller späteren kulturellen Entwicklung.

„Seine Verfasser wollten in erster Linie ein Buch für Schule und Haus schaffen und haben bei diesem Bestreben eine äußerst glückliche Hand bewiesen. In schöner, ebenmäßiger Darstellung entrollt sich vor dem Blick des Lesers die reiche hellenische Kulturwelt. Wir sehen Land und Leute im Lichte klarer und scharfer Charakteristik und träumen uns mit Hilfe der beigegebenen herrlichen Landschaftsbilder in die große Vergangenheit zurück. Das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Leben, das Schöpferische in Kunst und Schrifttum steigt in leuchtenden Farben vor uns auf. Der feine kritische Sinn, der die Verfasser niemals verläßt, erfüllt mit Zuversicht in ihre Urteile. Für einen Schüler der höheren Gymnasialanstalten z. B. läßt sich daher in der ganzen gleichgearteten Literatur ein schöneres, anregenderes Buch kaum finden.“ (Hochland.)